

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 62=82 (1916)

Heft: 5

Artikel: Der Weltkrieg

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-32698>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Allgemeine Schweizerische Militärzeitung.

Organ der schweizerischen Armee.

Mit den Beilagen: Literaturblatt (monatlich) und Mitteilungen der Eidg. Militärbibliothek (vierteljährlich).

LXII. Jahrgang. Der Schweizerischen Militärzeitschrift LXXXII. Jahrgang.

Nr. 5

Basel, 29. Januar

1916

Erscheint wöchentlich. — Preis halbjährlich für die Schweiz Fr. 5.—, fürs Ausland Fr. 6.50. — Bestellungen direkt an Benno Schwabe & Co., Verlagsbuchhandlung in Basel. Im Auslande nehmen alle Postbureau und Buchhandlungen Bestellungen an. — Inserate 35 Cts. die einspaltige Petitselle.

Verantwortlich für die Herausgabe des Blattes i. V.: M. Schwabe.

Inhalt: Der Weltkrieg. — Ueber Autorität der Unteroffiziere. — Eine Erinnerung. — Eidgenossenschaft: Beförderungen und Ernennungen.

Der Weltkrieg.

XLVII Albanien.

Wie Serbien, so hat auch Albanien für die heutigen Verwicklungen etwas Schicksalsland gespielt. Weil Oesterreich-Ungarn weder Montenegro noch Serbien bessere wirtschaftliche Lebensbedingungen zugestehen wollte, durfte das erstere Skutari nicht bekommen und das letztere keinen Hafen am Adriatischen Meer. Weil Italien historische Ansprüche an die südliche Adriaküste zu haben vermeinte, wollte es Griechenland kein Stück vom albanischen Kuchen gönnen. Darum erfand europäisches Diplomategeschick im Jahre 1913 das unabhängige Fürstentum Albanien, ein Staatsgebilde, das an innerer Halt- und Harmlosigkeit mit den Operettenstaaten der „Lustigen Witwe“ und des „Walzertraum“ die Konkurrenz aufnehmen könnte. In der Person des Prinzen Wilhelm zu Wied erhielt es einen Fürsten, der wohl den besten Willen mitbrachte, aber leider nur einen mäßig gefüllten Beutel; bei seinen skipetarischen Untertanen nicht die beste Empfehlung. Da er bei den albanischen Häuptlingen und Clanführern nicht die erforderliche Gegenliebe fand, so reichte seine Macht faktisch nie über die Schußweite der Kanonen seiner Hauptstadt Durazzo hinaus. Die Fürstenherrlichkeit war daher nur von kurzer Dauer. Kurz vor Ausbruch des gegenwärtigen Krieges verließ der Prinz auf italienischem Schiff den ungastlichen Boden und die Herrschaft ging an den über, der sie tatsächlich schon ausgeübt, Essad Pascha, den Verteidiger Skutaris gegen die Montenegriner im ersten Balkankriege.

Jetzt ist Albanien zur Zufluchtstätte und zum Retablierungsgebiet der serbischen Armee geworden. Es sind namentlich die serbischen Heeresteile, die in Mazedonien gefochten haben, welche über Ochrida, Dibra und Prisren unmittelbar über die albanische Grenze getreten sind. In diesen Richtungen sollen unter General Stepanowitsch etwa 60,000 Mann mit ihrem gesamten Kriegsmaterial sich der gegnerischen Einwirkung entzogen haben. Aber auch weiter nördlich dürften serbische Truppen durch das montenegrinische Gebiet auf albanischem Boden angelangt sein, so daß Albanien jetzt den Sammelpunkt der von ihrem vaterländischen Boden vertriebenen serbischen Streitkräfte bildet, ganz wie im Jahre 1914 die nördliche Spitze von Frankreich zu dem der belgischen Heeresreste geworden

ist. Das Land kann daher nächster Zeit zum Kriegsgebiet werden. Unter diesem Gesichtswinkel stehen die folgenden Erörterungen.

Der durchwegs gebirgige Charakter, die spärlichen, meist nur in Saumpfad bestehenden Verbindungen, die schwache Besiedelung — bei 29,600 Quadratkilometer Bodenfläche zählt das Land nur 800,000 Bewohner — und der primitive Zustand der Wohnstätten schließen Operationen größerer Heeresmassen aus. Dafür ist Albanien ein Dorado für hartnäckigen Parteigänger- und Guerillakrieg. Der ist dort von jeher in ausgiebigem Maße betrieben worden, von den Zeiten, da die Römer zuerst ihren Fuß auf die illyrische Küste gesetzt haben, bis zu den Kämpfen Skanderbegs gegen die Türkenherrschaft und in unser Jahrhundert hinein. Darum ist es auch den Türken niemals gelungen, zu einer unbedingten Herrschaft zu kommen, obgleich viele Stämme zum Islam übergetreten sind und die Arnauten dem Heere die tapfersten Truppen und eine Reihe vorzüglicher Führer gestellt haben. Verkehrswege in unserem Sinne gibt es nur dort, wo die Türken aus militärischen Gründen Straßenanlagen zu bauen für gut fanden. An sie sind größere Heeresbewegungen gebunden. Diese Straßen führen meistens aus dem Küstengebiet quer durch das Land über die Grenzen. Daher die hohe Bedeutung der Hafenstädte San Giovanni di Medua, Durazzo und Valona, das in vielen Karten auch als Avlona eingetragen ist. Ihre jetzt stark versandeten Hafenanlagen stammen aus Venedigs Blütezeit. Auf diese Tatsache gründen sich auch die italienischen Ansprüche. Als mutmaßliche Operationslinien kommen so in Betracht: Die Wegverbindung von der Bojanamündung und von San Giovanni di Medua über Alessio nach Skutari und von hier durch das Drintal gegen Prisren. Die von Durazzo über Elbasan nach Ochrida und in ihrer Verlängerung nach Monastir und Saloniki führende Straße. Sie ist unstreitig die wichtigste Verbindungslinie, zugleich auch die älteste; denn auf ihr fanden schon die römischen Legionen den Weg nach Byzanz und an den Bosphorus. Der Fahrweg von Valona durch das Tal der Vojuka nach Janina in Epirus.

Welcher von diesen Operationslinien die größte Bedeutung zukommen wird, läßt sich heute unmöglich sagen. Vorläufig handelt es sich für die serbische Armee weniger ums Operieren als ums Retablieren. Und da alles, was hiezu erforderlich

ist, von auswärts herbeigeschafft werden muß, so sind es wieder die albanischen Hafenstädte, die die größte Beachtung vorweg nehmen. Valona hat dabei den Vorzug, daß es der Küste Italiens am nächsten liegt. Seine schon früher erfolgte Besetzung durch italienische Truppen gewinnt damit an Tragweite. Ebenso ist erklärlich, daß sich die österreichisch-ungarische Flotte alle Mühe gibt, und selbst Schiffsverluste nicht scheut, um den Verkehr nach diesen Hafenorten zu stoppen. Denn eine Unterbindung dieses ist gleichbedeutend mit der Streichung des serbischen Heeres als Kriegsfaktor.

XLVIII. Kriegsdauer und Heeresbeschaffenheit.

Vor Ausbruch des gegenwärtigen Krieges war die mit den modernen Massenaufgeboten unweigerlich verbundene qualitative Veränderung der Heeresbeschaffenheit mit ein Grund, warum man meinte, auf eine beschränkte Kriegsdauer schließen zu müssen. Diese Qualitätsverschiebung wurde als so gegeben vorausgesetzt, daß einer der heutigen deutschen Armeeführer im Jahre 1909 geschrieben hat: „Die selbstverständliche Folge der Massenaufgebote und der kürzeren aktiven Dienstzeit ist eine Verringerung des inneren Gehalts der aufgestellten Truppenkörper. Nicht nur der früher nicht in diesem Maße bekannten, zur Verwendung in zweiter und dritter Linie bestimmten, sondern infolge der für diese notwendigen Abgaben auch derjenigen der vordersten Linie. Die Größe der zu erwartenden Aufgaben verlangt eine Ergänzung des eigentlichen Feldheeres durch Aufstellungen zweiter und dritter Ordnung, Neubildungen, welche aus schwachen Stämmen aufgebaut werden müssen. Die früher vorhandene einheitliche Beschaffenheit des Feldheeres wird auf diese Weise erheblich durchbrochen, seine Verwendung erschwert. Ein Mißverhältnis zwischen dem Gehalt mancher Teile des Heeres und den zu erwartenden gesteigerten Ansprüchen der Kriegführung ist nicht zu verkennen.

Aber auch die lange Dauer des Krieges muß auf dieses Mißverhältnis ihre Einflüsse ausüben. Der starke Ersatz der nötig ist, um die modernen Massenheere auf ihrer zahlenmäßigen Höhe zu erhalten, kann nach Ausbildung und innerer Festigung unmöglich die gleichen Qualitäten aufweisen, wie dies bei den aktiven Heeresteilen vor dem Kriege der Fall gewesen ist. Es fehlt an der nötigen Zeit und vor allem an dem für die Ausbildung besonders qualifizierten Personal. Hieran vermag auch die ausgedachtste Organisation nicht alles zu ändern, denn der größte Teil der Berufsoffiziere und Unteroffiziere muß eben im Felde und am Feinde bleiben. Diese Art der Qualitätsverschiebung ist noch bei jedem Kriege längerer Dauer eingetreten. Sie hat sich ganz besonders im siebenjährigen Kriege bei dem Heere König Friedrich II. geltend gemacht. Die starken Verluste bei Prag, Kollin, Zorndorf und in den andern Schlachten waren trotz der Ruhezeit der Winterquartiere und trotz dem Kantonsystem auf die Dauer nicht zu ersetzen. Das zwang zur immer häufigeren Aufstellung von Freibataillonen und Freiregimentern mit ihren wenig homogenen Offizierskorps und legte auch der Kriegführung in mancher Beziehung Zügel an. Ueberhaupt werden durch die genannten Verschiebungen in einem gewissen Sinne gerade diejenigen Armeen am

meisten betroffen, die sich vorher durch den hohen Stand ihrer Aus- und Durchbildung ausgezeichnet haben.

So haben denn auch im Verlaufe des gegenwärtigen Krieges fast alle Armeen nach und nach ein ganz anderes Gesicht bekommen. Die Truppenkörper bestehen nicht mehr ihrer Mehrzahl nach aus länger gedienten Leuten, sondern die Zahl derjenigen überwiegt, denen nur eine kürzere Ausbildungszeit hat bewilligt werden können. Sie sind nach und nach, namentlich auch durch den massenhaften Zuzug von Landwehr- und Landsturmmannschaften, auf einen Standpunkt gekommen, der von demjenigen eines Milizheeres mit gut ausgenützter Ausbildungszeit nicht mehr weit entfernt ist. Er läßt sich wohl auch mit dem Ausbildungsstadium vergleichen, mit dem 1813 das preußische Heer in den Befreiungskrieg gezogen ist. Nur darf nicht außer Acht gelassen werden, daß damals neben den Landwehr- und Freiwilligenformationen, sowie neben jenen Kontingenten, die nur die Krümperausbildung durchgemacht hatten, noch Linientruppen bestanden, die sich aus Berufssoldaten zusammensetzten. Nicht zu vergleichen mit jenen Zeiten ist allerdings der Ausrüstungsstand. In dem äußerst regenreichen Herbstfeldzug des Jahres 1813 fochten viele Landwehreinheiten ohne Mäntel im Leinenkittel und in leinenen Hosen. Kein Wunder, wenn sich dabei starke Abgänge ergaben, die nicht nur aus Toten, Verwundeten und Kranken bestanden. Aber trotzdem vermochte Blücher mit seinem mitleidlosen Vorwärts auch diese mangelhaft ausgerüsteten Streiter gegen und in den Feind zu reißen.

Auf der andern Seite gleicht die längere Kriegsdauer durch Gewöhnung die Nachteile einer verkürzten Ausbildungszeit einigermaßen aus. Das ist eine Erscheinung, die noch jedem langwährenden Kriege eigen gewesen ist. Das ist ganz besonders im amerikanischen Sezessionskrieg hervorgetreten. Die Unionsheere, die unter Grant und Sherman der Sezession die letzten Stöße versetzten, hatten sich im Verlaufe der Kriegszeit aus Milizheeren zu einer Art Veteranenheere umgebildet. Mit dieser Erscheinung wird heute jedes Land zu rechnen haben, dessen Heer durch die Ereignisse frisch in den Krieg hineingezogen werden sollte.

Selbstverständlich wird jenes Land die berührten Nachteile am besten überwinden und die erwähnten Vorteile am ehesten nützen, dessen Volk durch langjährige Gewöhnung und soldatische Erziehung am besten hierfür vorbereitet ist, dem militärische Unterordnung und soldatisches Fühlen und Denken gewissermaßen im Blute steckt. Hier ist Deutschland fraglos allen andern Mächten voraus.

XLIX. Das Ende des Dardanellenunternehmens.

Mit der im Laufe der zweiten Januarwoche erfolgten Räumung der Südspitze von Gallipoli durch die englischen und französischen Landungstruppen hat das Dardanellenunternehmen ein stilles Begräbnis gefunden. Der Rückzug der dritten und letzten Landungsgruppe war übrigens nur die Konsequenz der bereits im Dezember des letzten Jahres vorgenommenen Räumungen an der Suvla-bucht und bei Ari Burun. Man hat hier schon damals auf diese Konsequenz hingewiesen und die Einschiffung jener beiden Landungsgruppen und mehr noch die für sie geltend gemachte Begründung

als einen sanften Hinweis auf die vollständige Räumung der Halbinsel bezeichnet. In Tat und Wahrheit hatte das Verweilen einer einzigen Landungsgruppe an den Dardanellen keinen Zweck mehr, nachdem es sich erwiesen hatte, daß man mit dreien nicht weiter zu kommen vermochte und für ein Mehr Kräfte nicht verfügbar oder nicht zu haben waren. Die einzige Gruppe mußte nur noch einen schwereren Stand als bisher finden. Man tat daher gut, sie so bald und so geräuschlos als möglich zurückzuziehen. So entging man zum mindesten der kaum zu vermeidenden Katastrophe.

Wohl selten hat ein militärisches Unternehmen irgendwelcher Art eine solch verschiedene Beurteilung gefunden, wie die Operationen an den Dardanellen. Anfänglich als bloßer Bluff verlacht oder als Torheit und Unmöglichkeit hingestellt, sah man sich doch veranlaßt, seine Anschauungen etwas zu revidieren. Das war namentlich dann der Fall, als die englisch-französischen Angriffe fast die gesamte türkische Streitmacht auf Gallipoli immobilisierten, sodaß für den Kaukasus, das Irakgebiet und gegen den Suezkanal nicht mehr genügend Kräfte und Mittel vorhanden waren, um zu einem entscheidenden Hiebe auszuholen. Jedenfalls ist es gerade der Dardanellenangriff gewesen, der sich als die beste Parade gegen die Attacke auf den Suez und auf Aegypten erwiesen hat. Schon deshalb müssen es schwerwiegende Gründe gewesen sein, die die Kriegsleitung der Entente zur Aufgabe des Unternehmens veranlaßt haben.

Es trägt jetzt nicht mehr viel ab, nach den Ursachen des Mißlingens einer an sich gewiß großzügig gedachten Operation zu suchen. Man kann dieses Geschäft füglich den englischen und französischen Blättern überlassen. Uebrigens ist ihrer auch hier schon reichlich gedacht worden. Daß man anfänglich vermeinte, mit den Seestreitkräften allein auszukommen, ist verzeihlich. Einmal waren sie eher zur Hand und sodann wiesen die Tradition und die Kriegsgeschichte auf ein solches Verfahren hin. Schon einmal hatte eine englische Flotte die Meerengen forciert, und im Sezessionskriege waren den unierten Schiffen an der Mississippimündung und vor Vicksburg ähnliche Unternehmungen gegen einen geschickten und wohlgerüsteten Verteidiger, sowie bei ebenfalls bedeutenden Sperren und schwierigem Fahrwasser geglückt. Auch mußte rasches Handeln doppelten Lohn eintragen und die Seeverbindung mit dem koalitierten Rußland am schnellsten herstellen. Zu bedauern hat man dabei jetzt wohl am meisten, daß man nicht schon früher sich von diesen Impulsen leiten ließ und im Kielwasser der „Göben“ und „Breslau“ die Dardanellen durchdampfte.

Jeder kriegsrischen Unternehmung muß schließlich ein bestimmter Plan zugrunde liegen. In diesem Plane bildet die Erwägung der gegnerischen Kraftmittel und der Zeitpunkt ihres Wirksamwerdens ein Hauptglied. Napoleon hat zwar von sich gesagt: „Je n'ai jamais eu un plan d'opération.“ Das trifft zu, sofern man unter einem Operationsplan einen bis in alle Einzelheiten hinein sich verlierenden Feldzugsentwurf versteht. Aber die Berechnung und Einschätzung der gegnerischen Macht war in der Glanzzeit seines Feldherrentums bei allen Feldzugsvorbereitungen seine stärkste Seite. Hier zeigte sich sein Divinationsvermögen im hellsten Licht. Gegen diese Einschätzung der

gegnerischen Mittel nach Kraft und Zeit ist bei der ganzen Dardanellenoperation am meisten gesündigt worden. Darum dient sie auch als warnendes Beispiel und verkündigt mit blutigen Lettern, daß Grundfehler in den ersten Anordnungen weder durch energische Führung, noch durch große Opfer, noch durch glänzende Tapferkeit wieder gut gemacht werden können. -t.

Ueber Autorität der Unteroffiziere.

Nach der Ansicht von Unteroffizieren verfügen die Unteroffiziere mancher Einheiten nicht über eine genügende Autorität, um Anspruch auf Kriegstüchtigkeit erheben zu können. Schuld daran tragen zum allergrößten Teil die Offiziere, und eine Hebung der Autorität der Unteroffiziere wird nur möglich sein, wenn die Offiziere ihre ganze Persönlichkeit hiefür einsetzen. Die Unteroffiziere schreiben:

„Im Durchschnitt weist das Unteroffiziers-Korps nicht diejenigen Fähigkeiten auf, die zur Lösung der ihm zukommenden Aufgaben unbedingt notwendig sind. Es sind tiefgreifende Mängel vorhanden.“ „Die Autorität der Unteroffiziere ist einer der schwächsten Punkte in unserer Armee. Ueber meine Kameraden habe ich mich viel mehr geärgert, wie je über die Mannschaft.“ „Unsere Unteroffiziere erfüllen ihre Pflichten nicht aus eigener Initiative, und ihre scheinbare Autorität steht auf so schwachen Füßen, daß diese in kritischen Situationen versagen müßte.“ „Gerade das, was in den Ausbildungszielen verdammt wird, kleinliche Nörgelei, Vielbefehlerei und Heruntermachen ist das tägliche Brot der Unteroffiziere meiner Einheit. Statt beim Offizier Vertrauen und Anlehnung zu finden, erfährt er von ihm immer nur eine alles besser wissende, unterdrückende Behandlung.“ „Die Mannschaft meiner Kompagnie ist so erzogen, daß sie die Befehle der Unteroffiziere nur ausführt, wenn sie höflich darum ersucht wird und vom Zwecke des Befehls im Voraus unterrichtet ist. Wenn ein Unteroffizier es nicht versteht, ganz energisch mit der Mannschaft umzugehen, so werden seine Befehle oft überhaupt nicht ausgeführt. Eine diesbezügliche Meldung an den Zugführer ist erfolglos. Im besten Fall wird dem Mann ein Verweis erteilt, von einer Strafe keine Rede. Das wissen die Leute selbst ebensogut wie die Unteroffiziere.“ „Um im innern Dienst ihren Befehlen genügend Nachdruck zu verleihen, riefen unsere Unteroffiziere nach mehrmaligem vergeblichem Zuruf an einen bestimmten Soldaten immer: Es gibt jetzt kein Ausweichen, oder, ich sage es jetzt zum letzten Mal.“ „Es war von früher her Mode, daß der Korporal als guter Kollege angesehen wurde, dem man nur gehorchen mußte, wenn ein Offizier in der Nähe war.“ „Die Korporale machten sich bei der Mannschaft dadurch beliebt, daß sie alles Mögliche beim Exerzieren und im inneren Dienst durchließen und nur etwas verlangten, um mit dem Vorgesetzten nicht in Konflikt zu geraten.“

Gewiß gibt es Einheiten, in denen die geschilderten Zustände gänzlich beseitigt sind, wer aber mit dem Frontdienst noch einigermaßen Fühlung hat, wird die Urteile der Unteroffiziere als richtig anerkennen müssen und zugeben, daß sie noch häufig herrschende Verhältnisse ohne Uebertreibung schildern. Erfreulich ist das soldatische Urteil der jungen